

Rainer Fuchs

# Gott geht unter die Haut

Glauben aus Leidenschaft

**HERDER** 

FREIBURG · BASEL · WIEN



© Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 2020  
Alle Rechte vorbehalten  
www.herder.de

**S.9 ff: Text von »Ring of Fire«  
(englisches Original; im Text deutsche eigene Übersetzung)**

Ring Of Fire

Words and Music by June Carter and Merle Kilgore

© 1962 Painted Desert Music Corp

Shapiro Bernstein & Co Limited, New York, NY 10022-5718, USA

Reproduced by permission of Faber Music Ltd

All Rights Reserved.

**S. 172: »The Immigrants' Creed«, deutsche eigene Übersetzung**

»The Immigrants' Creed« by Jose Luis Casal / The Book of Common Worship:  
2018 Edition

(Louisville, Ky.: Westminster John Knox Press, 2018), pp. 613-4.

Die Bibelstellen stammen aus der Bibel nach Martin Luthers Übersetzung,  
revidiert 2017, © 2016 Deutsche Bibelgesellschaft, Stuttgart.

Satz: Daniel Förster, Belgern  
Herstellung: GGP media GmbH, Pößneck  
Vermittelt durch Agentur Stefan Linde

Printed in Germany

ISBN Print 978-3-451-38744-9  
ISBN E-Book 978-3-451-81999-5

# Inhalt

<b>Brief von Joanne Cash</b> .....	<b>7</b>
<b>Über dem Herzen ist die Haut besonders dünn</b> .....	<b>9</b>
<b>That's enough: Es ist vorbei ...</b> .....	<b>19</b>
<b>Fahrt mit Gott, aber fahrt!</b> .....	<b>22</b>
<b>777: Reverend Ray Fox</b> .....	<b>27</b>
<b>Gott geht unter die Haut</b> .....	<b>31</b>
<b>Die Eingebung</b> .....	<b>35</b>
<b>Man in Black: Mitten drin in Giesing</b> .....	<b>44</b>
<b>Wer nicht wagt, hat schon verloren</b> .....	<b>48</b>
<b>Wo die Luft noch brennt ...</b> .....	<b>52</b>
<b>Anpacken, nicht einpacken</b> .....	<b>59</b>
<b>Über eine geheimnisvolle Macht</b> .....	<b>64</b>
<b>Wie Kirche wieder Heimat wird</b> .....	<b>78</b>
<b>Zugbrücke runter und raus ins Leben</b> .....	<b>92</b>
<b>Giesing in my heart</b> .....	<b>99</b>
<b>Ain't no grave ...: Woran ich glaube</b> .....	<b>103</b>
<b>Freiheit, die ich meine</b> .....	<b>110</b>
<b>Nicht predigen, begeistern!</b> .....	<b>114</b>

»Bei strenger Pflicht, getreu und schlicht« .....	121
Wüstgläubig: Wie Kirche enttäuscht .....	127
Glauben kann ein wunderbares Abenteuer sein .....	136
»Tu es«: Jeder hat seine Berufung .....	144
Die Brüderschaft: Getragen und gesendet .....	147
Jesus in der Sauna .....	151
Haltung statt Vorhaltung .....	155
Du lässt die Asche zurück und nimmst das Feuer mit ..	164
Panda oder Porsche: die Versuchung .....	174
»Lasst uns aber wahrhaftig sein in der Liebe« .....	182
Füllwörter braucht kein Mensch .....	187
»Ich glaube, wir sollten noch mal kurz spazieren gehen ...« .....	196
»Gott, hilf mir beten ...ich kann es nicht allein« .....	199
Windmühlen statt Mauern – und das Gesicht in der Sonne .....	205
Glauben aus Leidenschaft .....	214
Danksagung .....	219

# Brief von Joanne Cash



*Johnny Cash mit seiner Schwester Joanne*

Ich habe im Buch von Diakon Rainer Fuchs gelesen und fühle mich dadurch sehr gesegnet zu wissen, dass die bedingungslose Liebe der Schlüssel ist, um Tür und Tor für den Dienst am Nächsten zu öffnen. Diese Liebe ist Liebe, die wirklich vergibt.

Jemand hat mich kürzlich gefragt, ob es jemanden auf der Welt gibt, dem ich nicht vergeben könnte. Ich sagte ihm, dass ich jedem und allen vergeben kann und es auch tue, die meine Vergebung brauchen – im Namen Jesu. Das ist Gottes Liebe!

Harry Yates, mein Mann und Pastor der Nashville Cowoboy Church, besaß mehrere Jahre lang auch ein Motorrad, und ich fuhr mit ihm immer und überall hin. Durch sein Buch hab ich Rainer Fuchs als einen Diakon und Motorradfahrer in Deutschland kennengelernt, der noch dazu ein echter Bewunderer und Fan meines Bruders Johnny Cash ist. Er vergleicht einige seiner Kämpfe und Krisen im Leben mit Songs von Johnny Cash, darunter »Ring of Fire«, »Man in Black« und »Ain't No Grave«. So echt, wie das Leben ist, müssen auch unser Glaube und unser Zeugnis echt sein!

Jesus sagte: »Ich war hungrig und ihr habt mir zu essen gegeben, ich war durstig und ihr habt mir zu trinken gegeben.« Die Zeiten ändern sich, und das Elend scheint gerade überall zu wachsen. Wir als Jesu Nachfolger müssen versuchen, Menschen zu erreichen, die vielleicht nie in unsere Kirchen kommen, und das tun Ray und seine Brüder in Christus.

Unser Auftrag ist es, wirklich Leib Christi zu werden, das Licht in einer dunklen Welt, das Salz der Erde! Wir müssen leben, denken, gehen und beten und wie Christus in dieser Welt, mitten unter den Menschen sein, auch wenn unser persönliches Leben und andere Dinge um uns herum auseinander zu fallen scheinen.

Dazu brauchen wir Dinge, die uns auch persönlich stärken und uns gut tun. Für viele Menschen ist das zum Beispiel das Motorradfahren. Hier finden viele, wie auch Rainer, ihre Zeit für Gott in der Freiheit des Moments, unbelastet von gestern oder morgen. Sie fahren einfach und lassen sich den Wind um die Nase wehen und werfen all ihre kleinen und großen Sorgen auf den Herrn. Egal wie groß und unüberwindbar die Sorgen und Nöte auch wirken mögen, wir werden in den Tälern des Lebens nie allein gelassen! Auch davon berichtet das Buch von Reverend Ray Fox. Wie ein großer Vater legt unser Vater, legt Gott seine Arme um uns und lindert unsere Schmerzen und Verletzungen. Selbst wenn es zu Trennungen und Brüchen im Leben oder im Tod kommt, ist Gott ein Gott des Trostes und des Friedens! Er bringt dich gestärkt aus der Tragödie heraus. Alles, was ER verlangt, ist, dass wir ihm vertrauen. Es gibt immer eine zweite Chance. Wir müssen uns unseren Schwierigkeiten nur stellen und sie Jesus zu Füßen legen. Gott geht einem wirklich »unter die Haut«!

Dieses Buch gewährt große Einsicht und Frieden in und durch alle Situationen des Lebens. Am Ende dieses Buches sagt das Glaubensbekenntnis der Apostel alles. Danke, dass Du es so sagst, wie es ist!

Joanne Cash

# Über dem Herzen ist die Haut besonders dünn

*The taste of love is sweet  
When hearts like ours meet.  
I fell for you like a child  
Oh, but the fire went wild.  
I fell into a burnin' ring of fire  
I went down, down, down  
And the flames went higher,  
And it burns, burns, burns,  
The ring of Fire*

Johnny Cash

Mit dem Schmerz kommt die Erinnerung. Gleißende Bruchstücke zunächst, die zusammenhanglos plötzlich aufblitzen und sich dann zu immer größeren Bildern vereinen. Meine Kindheit. Sonne blitzt durch die kleinen Autofenster, Lichtreflexe aus der vorbeisausenden Landschaft. Ich sitze auf der Rückbank, der sonntägliche Ausflug in die fränkische Schweiz. Mein Vater am Steuerrad seines Opel Manta Typ B, Ellbogen locker aus dem offenen Fenster und nur eine Hand am Steuerrad. Meine Mutter mit Kopftuch über dem sorgsam frisiereten Haar und »Frühstück bei Tiffanys«-Sonnenbrille auf dem Beifahrersitz. Aus dem Kassettendeck dröhnt genau dieses Lied, das mir mit seinem treibenden Takt seit Tagen nicht mehr aus dem Ohr geht, sich dreht und durch meinen Kopf windet, immer und immer wieder: »The Ring of fire«. Aber in der Originalversion. Von Johnny Cash, nicht Bruce Springsteen. Dieser geniale, mehrdeutige Text mit seinen teuflisch tiefen und himmlisch hochfliegenden Ebenen, den kaum jemand ins Deutsche zu übersetzen vermag, ohne dass es holpert: »Der

Geschmack der Liebe ist süß, wenn sich Herzen wie unsere treffen. Ich verfiel Dir wie ein Kind, oh, aber das Feuer schlug hoch. Liebe ist ein brennendes Ding, und sie bildet 'nen feurigen Ring. Und es brennt, brennt, der Ring aus Feuer, der Ring aus Feuer.«

Meine Begeisterung für Johnny Cash, diesen tief gläubigen Sänger, wurde durch meinen Vater geprägt, der auf unseren Ausflugsfahrten derart häufig seine Lieder spielte und mitsang, bis ich sie bis heute teilweise auswendig herbeten kann. Johnny Cash, Country- und Westernsänger, Rock'n'Roll war die Musik seiner Jugend. Die Melodie seiner Auflehnung und seiner inneren Revolution gegen die Welt der Erwachsenen. Mein Vater war Mitglied im Verein christlicher junger Männer, CVJM. In diesem Sinne war mein Vater ein »Believer«. Cash, die Begleitmusik seiner Jugend. Zeltlager. Unbeschwerter Sommer. Und immer wieder die rauchige Stimme von Johnny Cash. Dieser Rhythmus, der Motorsound vom Opel Manta, die vorbeirauschende Landschaft und der sich im Takt wiegende Glatzkopf meines Vaters haben mich geprägt. Wie oft haben wir auch laut mitgesungen. Meine Mutter machte mit, obgleich sie fünf Jahre jünger als mein Vater und vom Musikgeschmack eher ein Kind der Beatles-Zeit war oder auch gerne deutsche Schlager hörte. Auch die kann ich auswendig. Auch wenn ich das nicht so gerne zugebe. Johnny Cashs Texte allerdings, die haben sich in meine Seele gebrannt, wie jetzt die Nadel in meine Haut. Ihre Spuren werden bleiben, so wie die genialen Lieder von Cash, der für mich Jahr für Jahr neue, überraschende Facetten aufscheinen lässt. Seine Musik hat sich entwickelt, ein wenig wie mein Glauben. Erst kindlich naiv, aufbegehrend – und dann mit den Jahren an Lebenserfahrung immer tiefer die ganze Dimension erfassend.

Neues Stechen, neuer Schmerz, neue Erinnerungen. Die Bilder meiner Kindheit folgten in einer schnellen Abfolge. Ich sehe mich mit meinen grün gefärbten Haaren, sehe das Entsetzen meiner Lehrer, meiner Eltern und meines Großvaters. Ich sehe meine besorgten Eltern mir ins Gewissen reden, ich solle mich endlich anstrengen, etwas Ordentliches lernen, in die Bank oder eine Versicherung gehen. Meine Vor-



fahren waren immer schon Arbeiter und Tagelöhner gewesen. Und das sage ich voll trotzigem Stolz: Ich bin ein Arbeiterkind aus Nürnberg. Ich stamme väterlicherseits aus einer dieser klassischen, fränkischen, bodenständigen Arbeiterfamilien, die evangelisch-rechtschaffen leistungsorientierten Werten folgten. Fleiß. Pünktlichkeit. Gründlichkeit. Ehrlichkeit. Strebsamkeit. Zuverlässigkeit. Tugendhaftigkeit. Genügsamkeit. Gehorsam.

Wieder sticht und brennt es. Ich öffne kurz die Augen, sehe die stehende Nadel und den Tätowierer, der sie führt. Der Schmerz fährt tief, tief wie der seelische Schmerz, der ebenfalls in mir brennt. Ich schließe die Augen wieder und falle in die Erinnerung zurück. Wie passt das zusammen, diese evangelische Bodenständigkeit, diese genügsame Strebsamkeit und Johnny Cash? War und ist das nur Rebellion, Auflehnen gegen das Elternhaus und dessen Werte? Nein. Nicht nur, dass ich meine Kindheit als behütet, als glücklich empfunden habe, alles war so intakt. Nein, auch deshalb, weil Johnny Cash und seine Musik und seine Lieder mehr sind. Auf meinem Körper finden sich auch ein paar Tattoos aus Cashes Leben, die unmittelbar mit meinem Leben zu tun haben: Zum Beispiel ein Zellenfenster, vergittert mit Blick nach draußen, und eine Dampflokomotive, als Tribute an das legendäre siebzigminütige Cash-Konzert im Knast Folsom-Prison am 13. Januar 1968, diesem Meilenstein der Musikgeschichte. Jahrelang hatte Cash vergeblich mit seiner Plattenfirma gekämpft, ausgerechnet dort, an einem Ort des Bösen, ein Konzert geben zu dürfen. Niemand traute ihm das noch zu. Cash war nach seinem ersten Megahit »Ring of Fire« – meinem zweiten Lieblingstitel – an seinem Welterfolg fast erstickt und wirklich tief abgestürzt. »Manchmal bin ich zwei Personen: Johnny ist der Nette, und Cash macht all den Ärger. Sie kämpfen miteinander!« Ein bekanntes Zitat des Musikers, der ein Mensch mit zwei Gesichtern war. Hier die populäre Country-Ikone, ein Hüne mit markantem Bassbariton und einem missionarischen Glauben. Dort der raue Rebell, der launische Egoist und Drogensüchtige, der mit dem Gesetz in Konflikt kam, mit Schuldgefühlen, Depressionen und Schmerzen rang, sich umbrin-

gen wollte, seine Vorsätze verriet und längst am Ende schien. Schließlich erlaubte es die Plattenfirma, hatte aber zwei Durchläufe angesetzt, aus Angst vor Cashs drogenbedingten Aussetzern. Doch schon das erste Konzert mit seiner roh und so authentisch wirkenden Knastausstrahlung lief fehlerfrei und wurde eines der besten Livealben seiner Zeit, mit dem »Folsom Prison Blues« wird es zum Welthit. Für mich ist das Album noch mehr: Ich habe selbst hin und wieder im Knast als Seelsorger gewirkt, in Stadelheim und anderswo, und das, was Cash dort machte, ist gesungene Diakonie. Gefangene besuchen, das ist eines der Werke der Barmherzigkeit und die wiederum essenzieller Bestandteil meiner Spiritualität.

Ruhig führt der Tattoo-Meister seine Hand, aber mit jedem Zentimeter wühlt er mit seinen Nadelstichen alles weiter auf, füllt mit Farbe, was eben noch schwarzweiß aus dem Dunkel kam. Über dem Herzen ist die Haut besonders dünn. Die Nadeln schlagen ihre Spur, tief unter meine Haut. Es ist, als würden die Stiche dein Brustbein perforieren, es zertrümmern, um dann immer tiefer vorzustößen – mitten in dein Herz. Was waren das für Gefühle gewesen. Der erste Kuss, irgendwo auf einem Dachboden auf einer alten verstaubten Couch, verborgen vor den strengen Eltern der Freundin: »Gefangen durch wildes Verlangen fiel ich in einen Ring aus Feuer. Ich fiel in einen brennenden Ring aus Feuer. Ich fiel in einen brennenden Ring aus Feuer, ich sank tiefer, tiefer, tiefer. Und die Flammen stiegen höher, und er brennt, brennt, brennt: Der Ring aus Feuer.«

Es hätte nicht so enden dürfen. So nicht. Nach fünfzehn Jahren Beziehung.

Die Stiche und der Schmerz, mit ihnen kommt noch mehr Erinnerung: An vergangene Tage, Tage, an denen ich mir klein vorkomme. Und schwach. Ungeliebt. Und fühle mich nicht mehr so selbstsicher, wie ich einst war. An manchen Tagen ist mein Unglück so übermächtig, dass ich nicht aus dem Bett komme, so schwach fühle ich mich. Zu schwach, aufzustehen und den Tag, die Sonne, das Licht in mein dunkles Zuhause und mein Herz scheinen zu lassen, das sie verlas-

sen hat. Sie hatte sich nicht mal mehr die Mühe gemacht, es mir persönlich zu sagen. Eines Abends hatte sie angerufen, aus der Ferne von ihrem neuen Arbeitsplatz, und zunächst fast geschäftsmäßig mitgeteilt, Rainer, es geht nicht mehr. Dann war es still gewesen zwischen uns. Wie all die Monate zuvor, wenn sie nur noch an den Wochenenden – und dies auch immer seltener – abgearbeitet nach Hause kam. Wie bei meinen Besuchen bei ihr, wo mir Stadt und Apartment gleichermaßen fremd waren. Wo wir uns fremd waren. Wir waren uns nie wieder so nahe gekommen wie all die Jahre zuvor. Jetzt – sie in der fremden Stadt und dem fremden Apartment und ich hunderte Kilometer entfernt – jetzt drang erst langsam bei mir durch, dass jetzt da war, was wir beide längst wussten. Dass es aus ist. Ein Moment, der dich kalt anfasst, dir den Atem nimmt – wie wenn jemand stirbt. Ich konnte nichts sagen. Minutenlang. Zu übermächtig waren all die Gedanken, die Erinnerungen und der Abgrund an Konsequenzen, der sich vor mir auftat. Stille kann sehr laut sein.

Dann habe ich geweint.

Dann hat sie geweint und aufgelegt.

Und seither war ich allein.

Mein Leben lang habe ich die Einsamkeit gefürchtet, war vor ihr geflohen und hatte immer die Gemeinschaft mit vielen anderen Menschen gesucht, um mich aufgehoben und geborgen zu fühlen. Das ist seit meiner Kindheit schon so. Vielleicht, weil ich Einzelkind bin. Jetzt hatte mich die Einsamkeit eingeholt, und das war nicht gut so. Alles Vertraute war fort. Unser Bett blieb kalt. Ich schlief auf dem Wohnzimmerboden. Wo war jetzt noch Heimat? Wie oft haben meine Großeltern davon erzählt, die wirklich Heimatlosen. Wie groß die Not im ersten Winter nach dem Krieg war, auf der Flucht: vor Hunger, Frost, Verfolgung und Tod. Wo Säuglinge erfroren und Menschen verhungert sind in ihren fensterlosen Wohnungen. Kriegsende Weihnachten 1945 war überall Bethlehem. Die Lebenden, die noch von diesen Fluchtgeschichten und dem Elend des Krieges und dem anschließenden Mut für die ungeheure Kraftanstrengung des Wiederaufbaus als Augenzeugen berichten und uns warnen könnten, sterben

leider langsam aus. Mein Opa mütterlicherseits, ein Zimmermann, stammt aus dem Sudetenland, er flüchtete aus russischer Gefangenschaft. Meine Oma flüchtete mit ihren beiden Kindern und ihrer Mutter gen Westen. Allein kam meine Oma im völlig zerbombten Schweinfurt an – und mein Opa in Nürnberg. Er hatte keine Ahnung, ob seine Frau und ihre zwei Kinder die Flucht und die Kriegswirren nach der Kapitulation überlebt hatten. Nur durch Zufall bekam er von einem Bekannten den Hinweis, meine Oma sei wohl in Schweinfurt gesehen worden.

Mein Opa ließ daraufhin alles stehen und liegen, lieh sich ein Fahrrad und fuhr die knapp 120 Kilometer nach Schweinfurt durch das vom Krieg verwüstete Deutschland. Sein Mut wurde belohnt: Mein Opa fand meine Oma und seinen Sohn und seine Tochter tatsächlich. Und die Geburt meiner Mutter neun Monate später war das Ergebnis dieser Wiedersehensfreude. So stark ist Liebe in Zeiten des Krieges mit all seinen Katastrophen. So stark kann das Leben sein, das gegen Not und Elend neues Leben und damit Liebe und Hoffnung zu setzen vermag.

Und was tat ich in den Tagen, als ich auf dem Wohnzimmerboden schlief? Ich bekam nicht einmal die Jalousien hoch.

Meine Familiengeschichte ist übrigens einer der Gründe, warum ich heute so überhaupt nicht verstehen kann, dass es Widerstand gibt gegen die Zusammenführung von Familien, die auf der Flucht sind vor Krieg und Elend, vor allem, wenn durch die Trennung Kinder betroffen sind. Deren Schutz, Aufnahme und Betreuung, bis der Frieden zurückkehrt, ist tätige Nächstenliebe und genau das, wofür ich ohne Wenn und Aber einstehe und worüber ich nicht diskutieren möchte. Mein Opa ist später mit seiner Familie nach Nürnberg gezogen und hat dort als gelernter Zimmermann Anstellung gefunden bei der staatlichen Schlösser- und Seen-Verwaltung. Nürnberg war im Bombenhagel des Zweiten Weltkrieges zu über 90 Prozent zerstört worden, und wenn ich heute auf der Burg vor dem eichenen Tor mit dem Reichsadler stehe – der an die Reichstage der Kaiserzeit des Mittelalters erinnern soll, wohlgermerkt –, dann weiß ich,

dass dieses Tor und alles, was ich dort oben an Holzarbeiten sehe, an Türen, Fenstern, dem Fachwerk, den Fensterläden und Dachstühlen, durch die Hände meines Großvaters und seiner zwei Gesellen gegangen ist, die namenlosen Helden, Männer wie Trümmerfrauen, des Wiederaufbaus.

Doch nicht nur deshalb und weil meine Großeltern mit meiner Mutter zur Dienstzeit meines Großvaters auch noch auf der Burg gewohnt haben, ist die Burg, wie ganz Nürnberg, ein besonderer Ort für mich. Sie ist Herzensheimat: Es löst bei mir heute noch ein kribbelndes Gefühl aus, dass auch Martin Luther schon die Burg und den Sinnwellturm in seiner heutigen Form gesehen haben muss. Seine Anwesenheit auf dem berühmten Weg nach Rom gilt durch seine Erwähnung des Schlagwerks einer Nürnberger Uhr als bestätigt. Luther war einfach aufgebrochen, weil er pflichtbewusst war – und vor allem wohl, weil er sich voller Vertrauen in Gottes Hand aufgenommen gefühlt haben mag. Vier Wochen soll sich Luther in Rom aufgehalten haben. Doch der Wunsch seines Orderns an die Kurie, im Glaubensstreit zu schlichten, wurde abgelehnt, und so zog Luther unverrichteter Dinge zu Fuß zurück nach Wittenberg.

Luther sagte von Nürnberg, die Stadt sei »das Auge und Ohr Deutschlands«. Tatsächlich war Nürnberg zu Luthers Zeit eine der modernsten und am schnellsten wachsenden Städte des Mittelalters, eine Art *Silicon Valley* für Innovation, technischen und wissenschaftlichen Fortschritt, auch in der Kunst – und eben auch in der Emanzipation des im Wirtschaftsboom immer wohlhabender werdenden Bürgertums vom Adel. Mit seinen 21 Druckereien war Nürnberg die Medienstadt Deutschlands, das Zentrum der revolutionär fortentwickelten neuen Technik des Buchdrucks – und damit einer der wichtigsten Knotenpunkte für die Verbreitung von Luthers reformerischen Ideen. Hier wurden seine 95 Thesen gesetzt, unzählige reformatorische Flugschriften erstellt und die Luther-Übersetzung der Bibel gedruckt, mit der Lutherrose als Gütesiegel und Echtheitszertifikat. Ebenso Luthers Acht-Liederheft, das als erstes evangelisches Gesang-

buch aufgelegt wurde und das Luther seinen Kindern zu Weihnachten geschenkt haben soll.

Die Spannungen in Nürnberg zwischen Bürgern, die sich der Reformation anschließen wollten, und jenen, die der »alten« katholischen Konfession treu blieben, wurden zutiefst demokratisch im Nürnberger Religionsgespräch in einer Debatte zwischen Theologen beider Lager dahingehend gelöst, dass die Reformation bereits 1525 in allen Ebenen des öffentlichen Lebens der Stadt offiziell vollzogen wurde, weil sich bald die meisten Nürnberger Bürger zu den lutherischen Lehren bekannten. Nürnberg blieb in den folgenden 300 Jahren eine evangelische Stadt – und auch ein Ort der Ausgrenzung. Bis zum Jahr 1806, dem Anschluss an Bayern, durfte in Nürnberg kein Katholik das Bürgerrecht und damit das Mitspracherecht bei Entscheidungen der Stadtpolitik erwerben. Genau hier, im Herzen Frankens, auf diesem für die Reformation Martin Luthers so geschichtsträchtigen Flecken Erde, habe ich meine Kindheit verbracht. Hatte mich selbst in den Dienst der »Sache Luthers«, der »Sache Gottes« gestellt und war Diakon geworden. Und jetzt? Jetzt wünschte ich mir den Mut und die Kraft, die meine Großeltern gehabt hatten, die Luther gehabt hatte, so sehnlichst.

Wie Luther lebten auch meine Großeltern in Umbruchzeiten, hatten Unruhe, Ungewissheit, Unsicherheit, Krieg, Hunger, Flucht und Angst vor der Zukunft zu überstehen. Mein anderer Großvater wollte der jahrelangen Arbeitslosigkeit in der Wirtschaftskrise entgehen und ließ sich – gegen den Widerstand seiner sozialdemokratisch geprägten Familie und seiner beiden anderen, ebenfalls arbeitslosen Brüder – von den Nazis in die Wehrmacht einziehen. Dort wurde er zum »Feuerwerker«, also Sprengstoffexperten ausgebildet, und hat sich anschließend durch die halbe Sowjetunion gesprengt. Er wurde nach dem Krieg als späte Wiedergutmachung Bombenentschärfer und hat unter Lebensgefahr die Blindgänger aus den zerstörten Nürnberger Häusern geholt und so vielfach Leben gerettet. Er hat auch nicht gefragt, warum soll ich mein Leben riskieren – sollen es doch andere machen! Er hat ein-

fach begonnen, mitten in der Trümmerlandschaft Nürnberg. Hat getan, was zu tun war. Weil er einer der wenigen Experten war, die das tun konnten – wie schon die Gemeinde im Hebräerbrief sagten auch die sich: »Darum werft euer Vertrauen nicht weg, welches eine große Belohnung hat. Geduld aber habt ihr nötig, auf dass ihr den Willen Gottes tut und das Verheißende empfangt.«

Es waren drei harte Winter gewesen, die die Menschen nach dem Krieg überstehen mussten. Wie groß ihre Dankbarkeit dann später war, als sie zum ersten Mal ein heiles Dach über dem Kopf, wieder Scheiben in den Fenstern und Heizmaterial hatten, auch spärlich aber geregelt zu essen – und fließendes, sauberes Wasser aus dem Hahn – und vor allem: Frieden. Woher haben sie nur diesen Mut genommen, nicht zu lamentieren, sondern in all dem Leid anzupacken und aus den Trümmern wieder Neues aufzubauen? Das Leben ging trotzdem weiter. Was müssen das für tiefe gesellschaftliche Umbrüche gewesen sein und welche Ängste mögen sie damals ausgelöst haben? Es war eine existenzielle Krise, wo es um das nackte Überleben ging, eine weltweite Krise, viel tiefer und schlimmer in den Folgen für Milliarden Menschen als heute, wo alle jammern und klagen auf hohem Niveau – schoss es mir durch den Kopf. Was alles habe ich, als Teil meiner heutigen Wohlstandsgeneration, diesem Mut und Lebenswillen meiner Vorfahren zu verdanken? Und warum war ich jetzt angesichts dieser Lebensleistung angesichts meiner eigenen Krise selbst so verzagt und mutlos und glaubensleer?

Wie demütig waren die Menschen im Krieg geworden, erschüttert, fassungslos, das Inferno überlebt zu haben, genügsam und bescheiden, wie mutig sind sie mit den Herausforderungen fertig geworden – und wie wehleidig und maßlos und undankbar sind wir heute in all dem Überfluss, in dem wir unseren Reichtum nicht mehr erkennen können? Zugleich fragte ich mich: War ich nicht maßlos geworden in meinen Wünschen und Forderungen ans Leben? War ich nicht zu früh angekommen, fast eingeschlafen in meinem Trott – und damit weiter entfernt von meinen Zielen, als ich es jemals war, seit ich dafür aufgebrochen war? Ich hatte über weite Strecken das innere

Glück verloren, einfach DANKE sagen zu können, was dieses Leben mir jeden Tag geschenkt hat. Mir wurde klar, wie sehr ich meine Orientierung verloren hatte. Wie sehr ich mich verloren hatte. Vielleicht war meine Zeit nun vorbei. Wo sollte ich nach fünfzehn verlorenen Jahren noch einmal beginnen? Mein Leben war mir fremd und leer. So wie meine Kirche leer geworden und mir manchmal fremd vorgekommen ist. Kommt her zu mir, alle, die ihr mühselig und beladen seid, heißt die Einladung. Aber es kamen von Jahr zu Jahr immer weniger. In den Gottesdienst. In den Konfirmandenunterricht. In die Bibelstunden. Nahmen nicht Anteil am Gemeindeleben. Dabei war die Not nicht weniger geworden, sondern mehr. Die Leere drinnen. Das Elend draußen. Vielleicht war auch die Zeit für meine Kirche vorbei? Wie oft stand ich vor den spärlich besetzten Bänken vorne am Altar und fragte mich hinterher, ob mein Tun noch Sinn machen würde? Warum uns immer weniger Menschen suchen würden, wenn es um Gemeinschaft und Trost im Gebet eines Gottesdienstes gehen würde? Erreichte ich die Menschen dort vor mir noch? Oder war es nur noch die Gewohnheit, die sie kommen ließ? Kamen sie vielleicht sogar nur mir zuliebe, dass ich nicht ganz allein dastehe? Um mir anschließend wieder Mut zu machen, dass ich immer wieder nach vorne gehen und predigen würde, solange sich auch nur ein Mensch in meine Kirche verirren würde, um mit mir Gottesdienst zu feiern. Wo zwei oder drei von uns zusammenstehen, ist Gemeinde. So hatte ich auch meine Ehe verstanden. Jetzt stand ich alleine da. War alles umsonst gewesen? War ich gescheitert? Konnte ich in dieser neuen Welt der Umbrüche noch ernsthaft spirituell leben, an so etwas glauben wie an Gott? War ich etwa einem großen Schwindel aufgesessen? Dem größten Schwindel der Welt? Dieser Verdacht, um mein Leben betrogen worden, und der Zweifel, naiv gewesen zu sein, raubten mir jeden Mut aufzustehen, nachdem ich so tief aus meiner heilen Welt gefallen war.